**Dieses Dokument ist eine Zweitveröffentlichung (Verlagsversion) /
This is a self-archiving document (published version):**

Andreas Höntsch

Stefan Klingner: Technische Vernunft. Kants Zweckbegriff und das Problem einer Philosophie der technischen Kultur.

Erstveröffentlichung in / First published in:

Kant-Studien. 2017, 108(2), S. 283 – 288 [Zugriff am: 05.12.2019]. De Gruyter. ISSN 1613-1134.

DOI: <https://doi.org/10.1515/kant-2017-0023>

Diese Version ist verfügbar / This version is available on:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-710741>

„Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFGgeförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.“

This publication is openly accessible with the permission of the copyright owner. The permission is granted within a nationwide license, supported by the German Research Foundation (abbr. in German DFG).
www.nationallizenzen.de/

Stefan Klingner: Technische Vernunft. Kants Zweckbegriff und das Problem einer Philosophie der technischen Kultur. [Kantstudien Ergänzungshefte 172]. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2013, XII u. 334 S. ISBN: 978-311-030571-5.

Besprochen von **Dr. Andreas Höntsich**, Technische Universität Dresden;
andreas.hoentsch@tu-dresden.de

DOI 10.1515/kant-2017-0023

Stefan Klingners Studie stellt sich die Aufgabe, rein auf der Grundlage des Werkes Kants die Möglichkeit und Durchführbarkeit einer „Kulturphilosophie [...] als Theorie technischer Vernunft“ (3) zu begründen. Er will nachweisen, dass eine solche Kulturphilosophie über Kants kritisches Werk verstreut schon vorliegt, und somit das bis heute gängige philosophiegeschichtliche Vorurteil entkräften, eine Kulturphilosophie auf kantischer Grundlage bedürfe von außen an sie herangetragener Ergänzungen. Die „spezifische philosophische Erkenntnis einer Theorie technischer Vernunft“ aber ist mit Kant „als metaphysische Erkenntnis zu bestimmen“ (61). Damit verfolgt Stefan Klingner auf dem Wege exegetisch-systematischer Untersuchungen nichts weniger als das Ziel, die von Kant nicht geschriebenen *Metaphysischen Anfangsgründe der Kulturwissenschaft* bzw. die *Grundlegung der Metaphysik der Kultur* zu rekonstruieren.

Das ist freilich mit Textarbeit allein nicht zu leisten, sondern beruht auf der Einsicht, den Zweckbegriff ins Zentrum einer Theorie der technischen Vernunft zu rücken (vgl. 3 f.). Bevor sich der Verfasser den damit verbundenen Schwierigkeiten zuwendet, stellt er einige Vorüberlegungen zu Kants Kulturbegriff an (19–26). Die nach seiner Auffassung prägnanteste Bestimmung des Kulturbegriffs gibt Kant in § 83 der KU: „Die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (folglich in seiner Freiheit) ist die *Cultur*.“ (KU, AA 05: 431.28–30), wobei Kant weiterhin zwischen Zwecksetzung und Zweckverwirklichung unterscheidet.

Der scheinbar so einfache und klare Begriff des Zwecks erweist sich bei näherer Betrachtung als äußerst vieldeutig (62–81). Eine vorläufige Übersicht ergibt, dass es im Kontext des Zweckbegriffs „um das Verhältnis von (1) einer ursächlichen Vorstellung (Begriff, Idee), (2) einem vorgestellten, zu bewirkenden Gegenstand und (3) einem gewirkten Gegenstand (Produkt)“ (79) geht. Terminologisch wird dieser Befund durch die Unterscheidung von Zweckvorstellung, Zweckobjekt und Produkt zusammengefasst.

Klingner geht die Schwierigkeiten mit dem begrifflichen Status des Zweckbegriffs (81–118) auf originelle Weise mit der These an, dass dieser nicht als regulativer Begriff, nicht als Idee, sondern als Prädikabile zu bestimmen sei. Der Zweckbegriff wäre als nicht-reiner Begriff a priori ein „konstitutiver Begriff für einen spezifischen Gegenstandsbereich“ (5). Dieser neuartige Zugriff über Kants Prädikabilienlehre¹ führt mehrere Implikationen mit sich. Prädikabilien sind als abgeleitete Verstandesbegriffe zwar Begriffe a priori; sie können aber anders als die Kategorien ihren Gegenstandsbezug nicht von sich aus leisten, sondern bedürfen dafür eines empirischen Beispiels in der Erfahrung. Klingners Versuch besteht nun darin, den Zweckbegriff analog zum Begriff der Materie als des Beweglichen im Raum metaphysisch zu deduzieren (114).²

Der Verfasser richtet sich damit sowohl gegen die Verortung des Zweckbegriffs als Grundbegriffs der Theorie technischer Vernunft im Kontext der Teleologie als auch der Anthropologie – beides Perspektiven, die sich bei Kant finden lassen (42 ff. u. 46 ff.). Beiden fehlt jedoch ein Gegenstandsbezug.

Weil Philosophie nach Kant Vernunftkenntnis von Gegenständen überhaupt aus Begriffen a priori ist (26–41), kann Kultur nur dann ein philosophisches Thema sein, wenn sich ein spezifischer Gegenstandsbezug aufweisen lässt. Diesen sieht Klingner nicht im Problem der Realisierung, d. h. im Kontext der begrifflichen Bestimmung des Begehrungsvermögens als des Willens, sondern in der Differenz von noch nicht realisiertem und zu realisierendem Gegenstand (56). Dies bedeutet für die Kantforschung einen völlig neuartigen Ansatz zur Bestimmung des Zweckbegriffs. Zugleich wird damit die Frage nach der Kulturphilosophie als Philosophie der technischen Vernunft strikt als Frage der theoretischen und nicht der praktischen Philosophie ausgewiesen. Somit sind von ihr keine

¹ Dies in Analogie zu den MAN (Prädikabile der Bewegung als Grundbestimmung des Materiebegriffs) und den RL (Prädikabile des Habens als Grundbestimmung des Begriffs des Besitzes) (100–113).

² Klingner beruft sich dabei v. a. auf die Arbeiten von Peter Plaaß und Konrad Cramer, die in letzter Zeit von Reinhard Hiltcher aufgegriffen worden sind. Siehe Plaaß, Peter: *Kants Theorie der Naturwissenschaft. Eine Untersuchung zur Vorrede von Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“*. Göttingen 1965; Cramer, Konrad: „Zur systematischen Differenz von Apriorität und Reinheit in Kants Lehre von den synthetischen Urteilen a priori“. In: *Subjektivität und Metaphysik. Festschrift für Wolfgang Cramer*. Hrsg. von Dieter Henrich und Hans Wagner. Frankfurt a. M. 1966, 21–63; Hiltcher, Reinhard: „Rekonstruktion von Kants Kontextualismus der theoretischen Wissensformen“. In: Ders.: *Der ontologische Gottesbeweis als kryptognoseologischer Traktat: Acht Vorlesungen mit Anhang zu einem systematischen Problem der Philosophie*. Studien und Materialien zur Geschichte der Philosophie 71. Hildesheim/Zürich/New York 2006, 255–285.

„Einsichten in einen ethisch vertretbaren Umgang mit technischen Produkten [...] zu erwarten“ (59).

Im dritten Kapitel erfolgt die „Exposition des Zweckbegriffs“ (119–214). Sein Kern besteht in der Begründung der Ablösbarkeit des Zweckbegriffs vom Begehrungsvermögen. Klingner führt dies – analog zu den MAN – als „objektive Substitution“ des Zweckbegriffs durch den Begriff der Hervorbringung durch (125–135). So wird die Frage nach dem Zweckbegriff zu einer theoretischen. Die auf den ersten Blick ebenfalls mögliche „subjektive Substitution“ durch „den Begriff eines (bewusst) Begehrten“ wird zurückgewiesen, weil mit der Bindung der Zweckvorstellung an ein konkretes Subjekt und dessen Gefühl der Lust oder Unlust der Gegenstandsbezug des Zweckbegriffs verloren geht (120–125).

Ausgehend von der Urteileinheit unterscheidet Klingner mit Kant zwischen der modalkategorialen Möglichkeit (im Unterschied zur Wirklichkeit) – welche als apriorische Bestimmung des Zweckbegriffs ausscheidet (136 ff.) – und der Möglichkeit der Erfahrung eines Gegenstandes (152): „Um einen Gegenstand als ‚möglich‘ (im Sinne des ersten Postulats des empirischen Denkens überhaupt) bestimmen zu können, muss er also sowohl in einer empirischen Anschauung gegeben werden *können* als auch kategorial bestimmt sein. [...] Erfüllt der Gegenstand einer Zweckvorstellung beide Bedingungen, ist die Zweckvorstellung als gültige auszuzeichnen.“ (153) In Anlehnung an eine Unterscheidung Konrad Cramers³ sind die objektive Gültigkeit einer Zweckvorstellung von ihrer objektiven Realität zu unterscheiden: „Um einer bestimmten Zweckvorstellung also objektive Gültigkeit zusprechen zu können, muss das vorgestellte Zweckobjekt nicht schon verwirklicht (hervorgebracht), sondern seine Hervorbringung als real möglich erkannt werden.“ (155)

In der Form des Zweckurteils ‚x ist Zweck‘ wird das Zweckobjekt als Wirkung einer Ursache gesetzt (161 f.). Dies impliziert zugleich die Setzung eines Mittels als Ursache (162). Damit hängt die Gültigkeit des Zweckurteils von der Gültigkeit der Kausalrelation zwischen Mittel und Zweck ab. In diesem Sinne ist es ein wahrheitsdifferentes synthetisches Urteil, wobei sich die Synthesis des Mannigfaltigen des Zweckurteils freilich nicht auf einen Anschauungsgegenstand als Moment der bestimmten Unbestimmtheit der Urteilsrelation bezieht. Sondern gesetzt wird ein hervorzubringender Gegenstand als bestimmte Bestimmtheit (165 f.). In diesem Sinn kennzeichnet Kant die Zweckvorstellung auch als Idee (170 f.). Deren apriorischer Gehalt ist somit auf die Kategorie der Kausalität reduziert (169).

3 Cramer, Konrad: *Nicht-reine synthetische Urteile a priori. Ein Problem der Transzendentalphilosophie Immanuel Kants*. Heidelberger Forschungen 25. Heidelberg 1985.

In der Richtung auf die Bestimmung des Zusammenhangs des in einer „technischen Synthesis“ (164 u. ö.) verbundenen Mannigfaltigen ist die Idee des Zweckobjekts auch der Darstellbarkeit, das heißt einer Schematisierung durch die produktive Einbildungskraft als eines kausal gegliederten Ganzen fähig (172 ff.). Für die Verwirklichung der technischen Konstruktion als eines empirischen Erfahrungsgegenstandes muss neben dem transzendentalen Subjekt auch das konkrete Subjekt als wollendes vorausgesetzt werden (199 f.). Die Realisierung der Zweckvorstellung durch die technische Vernunft erfolgt anhand des Prinzips der Zweckmäßigkeit der Natur, wodurch das konkrete Subjekt die Orientierung gewinnt, die es benötigt, um das technische Produkt im Bereich empirischer Kausalverhältnisse zu platzieren (203). Aus Sicht des Rezensenten scheint es lohnenswert, dem Problem der Konfrontation der technisch a priori konstruierten mit den empirisch gegebenen Kausalrelationen einmal genauer nachzugehen. Denn möglicherweise ist dies der Ort, an dem das genuine Risiko der Technik zum Thema werden könnte.

Aufgrund der Dopplung von objektiver Gültigkeit der Zwecksetzung, für welche das transzendente Subjekt bürgt, einerseits, und der objektiven Realität der Zweckverwirklichung im technischen Artefakt, die auf den menschlichen Willen angewiesen ist, andererseits, ist der „Zweckbegriff [...] der Begriffsart der *Prädikabilien* zuzuordnen“ (209). Als abgeleiteter Verstandesbegriff entstammt er der Kategorie der Kausalität.

Im vierten und abschließenden Kapitel weist der Verfasser den Zweckbegriff als Grundbegriff der technischen Vernunft aus (215–307). Auch hierbei kommt es ihm darauf an, „die *teleologische Struktur* hypothetischer Imperative unter schrittweiser Ausblendung ihrer Bezogenheit auf das Begehungsvermögen zu explizieren“ (222). Für die Gültigkeit technischer Sätze der Form ‚Wenn x Zweck ist, dann ist y Mittel‘ ist die faktische Bezugnahme auf einen konkreten Willen unerheblich. Technische Sätze verknüpfen lediglich eine Ursache mit einer Wirkung und sind daher theoretische Sätze und als solche „eine objektiv gültige Erkenntnis der realen Möglichkeit der Hervorbringung eines Zweckobjekts als Angabe der Mittel für einen bestimmten Zweck“ (247). Technische Sätze setzen Erfahrungsurteile über *empirische* Kausalverhältnisse voraus. Die in technischen Sätzen formulierten synthetischen Urteile sind somit nicht-reine synthetische Urteile. Sie können gleichwohl einen reinen apriorischen Gehalt aufweisen, wenn die in ihnen gesetzte Zweckvorstellung mathematisch konstruiert wird (248–259). Denn wie der Verfasser im Anschluss an Reinhard Hiltcher ausführt, gibt es nach Kant zwei Weisen der Darstellung der Zweckvorstellung: als objektiv gültige schematische Konstruktion rein a priori durch die Einbildungskraft oder als objektiv reale empirische Konstruktion auf dem Wege der materialen Hervorbringung des technischen Produkts.

Damit hat der Verfasser das Rüstzeug erarbeitet, sich der „Aufgabe einer Erzeugung“ (275) bzw. der „metaphysische[n] Deduktion des Zweckbegriffs“ (277) zu stellen. Sie erfolgt in drei Schritten (276 f.). Ausgehend von der Schematisierung der Kausalitätskategorie wird die Zweckvorstellung als selbsthergebrachte Vorstellung (Idee) und somit als innere Ursache des gesetzten Gegenstandes bestimmt. Drittens wird das reale Produkt antizipiert. Mit dieser metaphysischen Deduktion „ist der Zweckbegriff zugleich als Prädikabile qualifiziert“ (277). Das Moment der Antizipation des realen technischen Produkts verweist dabei auf eine empirische Anschauung. Der Anschauungsbezug wird jedoch hier nicht durch eine empirische Erkenntnis, sondern durch die empirische Konstruktion des Produkts geleistet. Somit ist der Zweckbegriff als nicht-reiner Begriff a priori *konstitutiv* für einen spezifischen Gegenstandstyp: „Da der Begriff eines Gegenstandes, der als Wirkung einer inneren Ursache bestimmt wird, eine Zweckvorstellung ist, gilt der Zweckbegriff als konstitutiver Begriff für hervorzubringende bzw. hervorgebrachte Gegenstände.“ (281)

Den Schluss des Buches bildet die in Hinweisen gehaltene „Anthropologisierung“ (293, i. O. kursiv) und die auf dieser aufbauende kulturelle Ausdifferenzierung des Zweckbegriffs mit Bezug auf Kontexte wie Technik, Wirtschaft und Gesellschaft. Den Zweckbegriff nach der vorangegangenen Ablösung vom Willen wieder zu anthropologisieren, um der Realität von Zwecken Rechnung zu tragen, ist Klingner zufolge „der (kontingenten) Tatsache geschuldet, dass der Mensch das einzige (ihm) bekannte Beispiel für die Realisierung von Zweckvorstellungen ist“ (296). Dieser Behauptung ist allerdings durch die soziologische Systemtheorie Niklas Luhmanns widersprochen worden. Luhmanns Gegenbehauptung lautet, dass der Zweckbegriff nicht nur auf den menschlichen Willen, sondern auch auf soziale Systeme, also auf Kommunikationszusammenhänge bezogen werden kann.⁴ Es ist dann nicht mehr der Mensch, der imaginierte Kausalverknüpfungen realisiert, sondern die Kommunikation.

Stefan Klingners Untersuchung stellt eine herausragende Leistung auf dem Gebiet der Kantforschung dar. Es gelingt ihm souverän, sein streng eingegrenztes Thema, die Frage nach der Möglichkeit einer Kulturphilosophie konzentriert zu entfalten und seinen Implikationen konsequent bis in alle Verästelungen der Theoriearchitektur Kants nachzugehen. Indem Klingner mit der Bestimmung des Zweckbegriffs als Prädikabile und als Begriff der theoretischen Philosophie interpretatorisches Neuland betritt, liefert er einen philosophisch präzise bestimmten Begriff von Kultur als technischer Vernunft.

⁴ Vgl. Luhmann, Niklas: *Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*. Frankfurt a. M. 1973.

Die somit in Grundzügen vorgelegte Theorie kann nun den Ausgangspunkt für die Beantwortung einer Reihe sich aufdrängender Fragen bilden: Wie positioniert sich der kantimmanente Ansatz gegenüber konkurrierenden Auffassungen des Zweckbegriffs bzw. gegenüber anderen Theorien der Technik und Kultur? Inwieweit ist er gegenwärtigen Problemstellungen angemessen? Man denke etwa an Computertechnik, an Versuche der Hervorbringung künstlicher Intelligenz, an Kerntechnik, Gentechnik oder Nanotechnik. Insbesondere die zuletzt genannten Beispiele gelten als besonders risikoträchtig. Lässt sich die oft beobachtete Riskanz moderner Technik⁵ mit den kantischen Grundannahmen vereinbaren oder weist Kants Technikbegriff einen aufklärerischen „Bias“ in Richtung einer unterstellten Perfektion der Technik auf?

⁵ Vgl. nur die Literatur im Anschluss an Perrow, Charles: *Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt a. M./New York 1987.